Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 44 (1940-1941)

Heft: 3

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]

Autor: Federer, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661365

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



XLIV. Jahrgang

Bürich, 1. November 1940

Beft 3

Am himmelstor.

Bum Allerfeelentag.

Ich träumte mich auf einem bangen Weg, Auf einem hohen, schwindelschmalen Steg, Der führte mich bis an das Himmelstor, Da stand ich lange, ohne Mut, davor.

Und zitternd griff ich nach dem rostigen Ring, Das Himmelsglöcklein an zu läuten fing, Mein Herz erschrak vor seinem hellen Klang, Ein armer Sünder auf dem lehten Gang.

Dann rasselte ein großes Schlüsselbund, Ein Knarren, bis der Himmel offen stund, Doch hascht' ich nur von seiner Herrlichkeit Mit scheuem Blinzeln einen Streisen breit.

Ein Wiesengrün und einen Engelsfuß. Sankt Peter barg mir jeden weitern Gruß Mit breitem Rücken und erschreckte mich Mit barscher Frage: "Freund, wer schickte dich?" Mich schickte keiner. "Und was suchst du hier?" Nach Erdennot ein ruhiges Quartier, Ein Flügelpaar und himmlisches Gewand, Ein Tröpschen Tau aus Gottes hohler Hand.

"Hast du zu solchen Dingen auch ein Recht, Warst du auf Erden ein getreuer Knecht?" Ich war Poet. "Und kommst zu Fuß hier an? Wo hast du deine Flügel hingetan?"

Ich schämte mich, weil sie so sehr beschmutt Und ihre schönsten Federn arg gestutt, Weil durch das Fliegen nach dem Flitterkranz Des Menschenruhmes dunkel ward ihr Glanz.

"Und deinen Kranz?" Ich hab ihn abgelegt, Daß man mit andern ihn zum Kehricht fegt, Und komm nun nackt und ohne Glorienschein. Da sprach der Pförtner gütig: "Romm, tritt ein!"

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdrud verboten. Cophrigt bh G. Grote'iche Berlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Gzenen.

Wieder zog Verena den Armen aus, aber schon nicht mehr mit den gleichen heroischen Sedanken. Nein, hier mußte man sich zuerst gegen den eigenen Mann, nicht gegen seine Feinde wehren, mit ihm geradezu Krieg führen. Aber vorsichtig! o vorsichtig!

Im Laufe des Tages war man drei-, viermal

gekommen, um Paul in die Zeichnungsschule und zu den Schnitzlern zu holen. Ein Vater hatte das Porträt seines verstorbenen kleinen Mädchens bestimmt zu bekommen gehofft und war, nachdem er eine halbe Stunde an die Fenster getrommelt und siebenmal Verena angeschrien hatte: "Hält Euer Mann denn nie Wort?" — brummig davongepoltert. Jawohl, Paul muß

auch ein wenig, wie wir andern alle, in die Ruß des gewöhnlichen notlichen Lebens beißen. Er wird dann bald finden, daß der Kern viel füßer ist, als wenn man in Faulheit wartet, bis die Schalen sich von selbst öffnen.

Aber am späten Morgen ergoß sich der Künstler in eine noch wildere Flut von Unmut und Verdruß. Er schwor, daß er so nicht leben könne. "Diese kleinen Menschen und diese kleinen Arbeiten! So ein Semeinderat, der nicht weiß, was rund und was oval ist. So ein Komitee, das zuerst ans Seld und nicht zuerst an die Kunst denkt. Vor allem diese elende Schulmeisterei mit Reglement und Stundenplan. Nie hätte ich in dieses gottverlassene Oorf kommen sollen, nie!"

"Dann hätten wir uns ja auch nicht heiraten können", erwiderte meine Mutter mit kindlichem Arger.

"Und wäre das nicht beffer?"

"D Pauli!"

"Ich plage dich, ich plage mich und habe einen kleinen Wurm um mich friechen und werde auch ihn plagen. Sib mir keine solche mehr..."

"Aber Lieber", bat Verena und wußte vor Scham nicht, sollte sie die Schürze über das Gesicht oder über den Leib schlagen.

"Das ist nichts für einen Künstler... das sind Ketten, Ketten, Ketten..." Dabei faßte Paul seine Uhrkette, das war seine Mode, und riß sie auseinander; eine schöne goldene Uhrkette, die meine Wutter nachher mit unendlich feinen Fingerspiken und einer womöglich noch seinern Geduld wieder an den geöffneten winzigen Kinglein ineinander fügte. Und so hat sie die Kette ihrer Heirat, die bald nicht mehr eine goldene, noch silberne, sondern eine schwere eiserne wurde, immer wieder zusammenzuknüpfen versucht.

Die ersten Male zuckte es mit der Empfindlichfeit von tausend verwöhnten Nerven über Sesicht und Hände Verenas vor solcher Roheit.

Aber sie bezwang sich und wandte nur schüchtern ein: "Ein wenig fügen kannst du dich doch auch. Alle großen Künstler haben sicher Schwieriges aushalten müssen und auch ihren Haushalt gehabt. Immer redest du vom großen Dante..."

"Bah, der hatte gut in der Welt herumlaufen. Wo hört man, daß er Frau und Kind bei sich behielt. An Liebschaften denkt er genug in seinen Werken, aber nicht an Shen. Mir schwant oft, er sei seiner Familienstube noch behender als den Suelsen entlaufen..."

"Und Beethoven?" fuchte meine Frau ihn zu

erinnern, die beim Wort Guelfen an Schuldeintreiber um Martini oder ähnliches dachte.

"Der hat gar nicht geheiratet."

"Und Michelangelo, den du jeden Tag zitierst, Pauli, dein Michelangelo?"

"Ist immer ledig geblieben, achtzig Jahre ledig, — wollte nichts von Weibern wissen."

"Bauli, Bauli", rief Verena ängstlich und flüchtete sich hilfesuchend von einem zum andern Namen, von denen ihr Paul schon in den Monaten der Liebschaft die Ohren vollgesungen hatte, aber die für sie eben nur Namen geblieben waren... "Und Dürer und Holbein, die du liebst?"

"Holbein, schau", der ließ seine Familie in Basel sitzen und hofierte währenddem beim König von England in Seide, Wein und Ehren. Damals durfte ein Künstler so etwas noch wagen, ohne daß man ihn gleich verschrie... Und Dürer, ja Dürer... dieser heillose Dürer..."

Solche Sefpräche hat mir die Mutter selbst erzählt, und noch heute weiß ich nicht, was er mit Dürer sagen wollte, ob wirklich aus dem Halbdunkel, das dieses Leben umwölkt, etwas hervorblitzt, das einem untreuen Sespons, einem flüchtigen Seheherrn, einem freien, wilden Unhold gleicht.

Meine Mutter wischte eine verstohlene Träne vom Auge, aber schluckte und würgte jeden Laut hinunter. Denn er sah sie nicht gerne weinen, ja, fonnte es einfach nicht ertragen. Sang geschlagen sette sich Verena ans Fenster und nahm eine Näharbeit auf. Diese stille wortlose Trauer war dem Gatten noch peinlicher. Er lief zu ihr, kniete vor ihr ab, füßte ein Fingergelenk nach dem andern und rief: "Go bin ich einmal, so bin ich! Halt mich und lieb mich auch so!" — Dann ging er nachdenklich im Zimmer herum, stand in der Mitte still, sah zur Diele empor und sagte, er wolle morgen nach Bern einem Freund und vielvermögenden Regierungsrat schreiben oder seinen Bruder, den gescheiten und herzlichen Pfarrer von Waldkirch beraten oder gar zum Bischof von St. Gallen gehen, den er gut kenne, zum mächtigen Bischof Johannes Carolus Greith.

Zwischenhinein gab es dann wieder regelrechte Wochen der Arbeit. Um so stürmischer waren dafür die folgenden Extravaganzen, gerade als ob Paul seine kurzatmige Tugend so recht zuschanden machen wollte.

Langsam begann Verena an der Senialität ihres Mannes zu zweifeln. Fast lieber glaubte sie, er könne nicht, als er wolle nicht. Seine Ausgelassenheit, wenn sie einmal das Pathos und die

Raressen Pauls überwunden hatte, mußte ihrem aufs Gerechte und Geordnete gestimmten Geist über furz oder lang wider die Natur gehen. Gie entschuldigte nicht mehr so rasch, fing an einzureden, zu examinieren, zu tadeln, zu predigen, wenn ihr Gemahl so überspät und übervoll heimtam. Aber sie erreichte damit noch weniger als mit Dienst und Zärtlichkeit. Hätte sie ihn von seinem eigensten Boden aus, ich meine von der Rraft und Glorie der Kunst aus angreifen konnen, wer weiß, ob sie ihn nicht erschüttert hätte. Aber sie konnte nur vom moralischen und hausbackenen Standpunkt einer Frau und Mutter gegen ihn vorgehen, also mit Katechismus, Rüchenrechnung, Schneider, Hauszins und ahnlichem, wo den guten Künstler schon beim bloßen Wort der Efel schüttelte. Denn von Kunst begriff sie so arglos und hilflos wenig wie ein Haushuhn von den Abenteuern der Adler. Was angenehm oder fromm ins Aug' und Ohr fiel und dergestalt schön war, das empfand sie, alles andere ließ sie falt.

Manchmal kam Paul sachte heim, man hörte feine Tur gehen, feinen Stiefel knarren. Dann machte er ein schuldvolles Gesicht und bat Verena bescheiden um Verzeihung. Dieser Manier konnte das immer wieder gläubige Weib am wenigsten widerstehen. Leichter fiel es ihr, wenn er laut und mit einem Schwall von Entschuldigungen über sie hereinbrach, indem er dabei die wunderlichsten Lügen erfand. Oft, wenn sie ihn nur stumm betrachtete, fing er gleich an zu drohen, er gehe wieder, dann konne sie die Stunden und Tage zählen, bis er wiederkehre; er wolle daheim eine heitere Stube sehen, ein gutes Gesicht. — Ja, er, der den kleinsten Schmerz fürchtete und beim geringsten Unwohlfein bor dem Sterben gitterte, er stand wohl auch aufs Gesimse, trat vor die Scheiben hinaus und wollte drei Stock hoch sich in die Finsternis hinausstürzen. Wir Kinder erwachten dann vom Lärm, hoben uns halb aus den Betten, schauderten und wußten nicht, wem Schlimmes geschehe und ob wir zum Vater oder zur Mutter stehen sollten. In mir zog eine rätselhafte, fast grausame Neigung alles Sinnen und Sehnen dem Vater entgegen, obwohl ich vor Mitleid für die Mutter oft am ganzen Leib erbebte. Mir war dann, als sollte ich in zwei Stude geriffen werden, und tagelang schmerzte es mich wie von einer großen Bunde.

Sehr gut erinnere ich mich, wie der Vater einmal — es war schon in der Obwaldnerzeit — der trunkene und gefühlsselige Vater heimkam und in der Ahnung einer Predigt oder der stillen Vorwürfe, womit die hellbraunen zähen Augen Verenens ihn anklagen würden, einen halbzentrigen, fetten, prachtvollen Spalenfase, wie die Obwaldner ihn auf ihren Alpen glorreich aus ihren Kesseln schwingen, der Mutter mit funkelnden Auglein vor die Füße rollte. Wie Donner grollte es über den Riemenboden hin. Wir Kinder erwachten davon, lachten und fanden es hart von der Mutter, daß sie den Rase mit den kleinen Löchlein, den wir über alles gern aßen, fast mit Abscheu betrachtete und nicht aufhörte, ein wortloses, von zwei, drei magern Tränen blizendes, flägerisches Gesicht zu zeigen. "Wenn du nicht sogleich gut bist, werfe ich ihn zum Fenster hinaus," drohte mein Vater. Es gab ein Hin und Her, ein Angreifen und Abwehren, Klagen und Tröften, und im Einschlafen nahm ich folgendes Stubenbild mit in den Traum: Die Magd hieb mit dem Rüchenmeffer einen schweren Schnitz aus dem Laib, brachte Brot und ein gang spiges Stiefelchen Rognat, und Vater und Mutter agen Schnittchen für Schnittchen des gelben, zartgelöcherten Käses, Paul rasch und in gewaltigem Hunger, Verena in widerstandsloser Ergebenheit, indem ihr der Gemahl scherzend und liebkosend eins ums andere zwischen die Lippen schob.

Brummend sah ich noch die Lina mit der Kerze durch mein Schlafzimmer gehen, nachdem sie die Türe zur Stube zugeschlagen hatte. "Kinder! Kinder!" murrte sie mit zitterndem Schnäuzchen unter der Schnupfernase und schlürfte in die Küche hinaus. Meinte sie mich und meine Schwestern oder wen?

Un den Ohren nehmen.

Es kamen nun die Abende und langen Nächte, wo Verena in der Stube allein saß und wachte. Bevor Pauli heimgekommen war, hätte sie keinen Schlaf gefunden. Sie nähte an unsern Kleidchen oder strickte Strümpke, öffnete bei sedem Geräusch das Fenster und harrte oft bis zum Morgengrauen aus. Vis zum Morgengrauen auch die alte Lina in der Küche. Verena wußte es, aber konnte sich lange nicht demütigen und mit der Magd gesellig verbünden. Slück und Unglück mit Pauli wollte sie eifersüchtig für sich allein behalten.

"Bir könnten wohl das Frühstück bereiten," kam Lina türklopfend zu sagen und bedachte dabei die junge Frau mit einem Blicke, der etwa kündete: Du gutes dummes Ding! Du kommst schon noch zu mir.

Eines Nachts trippelte eine Maus ganz verwegen durch die halbe Stube gegen den Sarnflüngel zu Füßen Verenas. Meine Mutter konnte die breitesten Kreuzspinnen in die Hand nehmen, aber vor den Mäusen und vor allem vor ihren langen kahlen, lilagrauen Schwänzen hatte sie einen tödlichen Schrecken. Aufspringen und mit der Türe schier in die Küche auf die alte Magd fallen war eins.

Lina zeigte der Hausfrau nun, wie man diefen kleinen Dieben eine ganz einfache Falle mit
drei Hölzern und einem Speckmöcklein am Drahte
stellt; wie es übrigens recht weiche, hübsche, seine
Tierchen seien, mit wunderbar zarten Ohrhäuten,
einem kußwerten roten Mäulchen und seelenflugen Augen. Diese Nacht ging zweimal schneller als die frühere vorbei.

Das Dekorum des Sattinnenstolzes war überwunden. Von nun an, sobald es Mitternacht an der wackeligen Standuhr im Sange geschlagen hatte, flüchtete sich Verena zur Alten in die Küche hinaus.

"Thr hättet nicht wieder heiraten sollen," strafte Lina die Herrin. "Ich sagt' es Euch doch: bleibt Witwe; dann habt Ihr es fast so schön wie ich! Aber Ihr habt den Unhold..."

"Redet nicht so!"

"Nun doch geheiratet. Geschehen ist geschehen, da hilft gar nichts mehr, als ihn kräftig am Ohr nehmen."

"Aber Lina, seid Ihr bei Trost?"

"Gehr, sehr bei Trost, ganz mächtig getröstet, Frau Verena."

"Ach, du ..."

"Er hat kleine, dünne, zarte Ohren wie rotes Seidenpapier. Da ist man gemerkig. Haltet Ihr ihn einmal stramm am Ohr, dann werdet Ihr ihn auch bald wieder fest am Herzen haben. Er ist ein Kind, und Kinder nimmt man eben an den Ohren."

"Aber Lina, ich meinen Mann am Ohr nehmen! Meinst du das wirklich buchstäblich?" Sie duzte Lina, sobald das Gespräch sich tiefer spann.

"Buchstäblich oder nicht, zeigt ihm einfach Eure Kraft. Nehmt ihn in Eure Gewalt. Dann wird er wie ein Lämmchen, dieser Bock, dieser Un-hold, dieser ..."

"Lina", protestierte Verena, "das Wort will ich nicht mehr hören. Und zum andern: Pauli ist zehnmal stärker als ich."

"Hingegen Ihr seid stärker. Ihr liebt die Ord-

nung, er ist die Unordnung. Aber die Ordnung ist meiner Seel immer stärker als die Unordnung gewesen. Wenn die Ordnung die Unordnung am Ohr nimmt, muß diese folgen, muß, Frau Verena!" Sie schlug bekräftigend ihr langes haariges Kinn in die Halsgrube hinein.

Mit stillen, leuchtend braunen Augen sog Verena sozusagen die Worte von den schlaffen

Lippen der Magd.

"Und Thr habt einen tüchtigen Willen, eine Engerie sozusagen ..."

"Energie," lispelte Berena.

"Er aber...," wegwerfend machte sie mit beiden immer fleißig strickenden Känden eine Seste dorthin, wo sie den Bock und Unhold hingeworfen hatte, "er ist die Schwäche selber, also die Engerie."

Verena versuchte gar nicht mehr zu korrigieren. "Muß die Schwäche am Ohr nehmen und diese folgt wie ein Hund."

Eine Weile ward es stille. Beide Frauen raf-

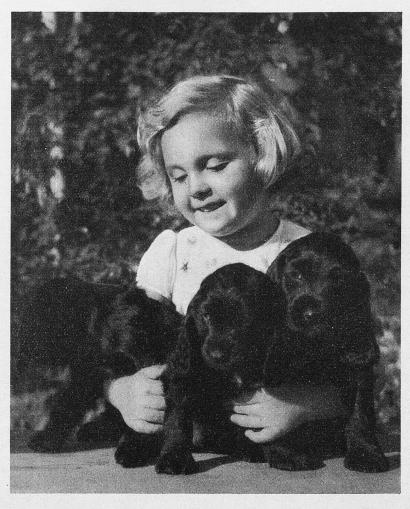
felten gewaltig mit den Stricknadeln.

"Darf ich noch etwas sagen?" begann Lina wieder und fratte sich einen Moment mit der freien Nadel im Haar. "Ihr habt ein Ziel. Ihr wollt Euch und Euern Mann und Eure Kinder in Slück und Shr' sehen. Oder?" fragte sie wie ein Richter. — "Nun, er hat kein Ziel, er ist ein Mensch ohne Weg und Steg. Ihr seht, er sieht nicht. Da muß doch, wer Augen hat, den, der keine hat, am Ohr nehmen und führen. Exakt dazu sind die Ohren da. Und am liebsten sagt' ich: Am Ohr ringeln und reißen, bis er Augen befommt." —

Dieses Sespräch hat mir meine Stiefschwester Sabine mehrmals erzählt. Als ich dann meine Mutter ausfragte, mußte sie Wort um Wort zugeben. Sabine war ein zwanzigjähriges superfluges Jüngferchen und machte bei uns Ferien und tat, als ob sie auf dem Roßhaarstuhl eingeschlafen sei.

Bald nach diesem Gespräch, an einem andern späten Abend, saßen die beiden Frauen nach Mitternacht in der Küche. Lina hatte einen schwarzen Kaffee gebraut, und so war das Paar ein wenig munter geworden. Sie hatten gleichzeitig jedes einen schwarzen Wollstrumpf für Paul angefangen. Denn der Künstler brauchte viele Strümpfe. Lina war indessen schon einige Umläufe voraus, was meine Mutter mit weibischem Reid bemerkte und auf alle Weise einzuholen suchte, indem sie etwa sagte: "Sffnet doch ein bischen den kleinen Fensterslügel!" oder: "Steckt noch zwei ganz

¹ empfindlich.



Glüdliche Jugend.

Phot. Ernft Willi, Biel.

dünne Bengel in den Herd, es wird kühler!" — und inzwischen mit Himmelsgewalt drauflosftrickte.

Die Magd merkte den Schlich, lächelte kühl und strickte sich in wenig Zeit wieder siegreich über ihre Herrin hinaus.

"Du sagtest letthin", begann Verena, "etwas vom Am-Ohr-Nehmen. Ich hab's versucht. Es geht nicht."

"Freilich geht's."

"Nein, denn ich bin und bleib' eben doch ein Weib. Du bist halt ein halber Mann."

"Was heißt das?" fragte Lina schier spöttisch. "Das Weib ist immer, immer schwächer als der Mann. Das ist so Gottes Wille."

"Da kommt Thr mir schön," braufte die Alte auf und ließ einen Augenblick die Nadeln ruhen, was meiner Mutter einen kleinen Trost gewährte.

"Darf ich Euch erzählen, wie ich den Mann am Ohr gepackt habe."

"Erzähle", bat Verena, in der Hoffnung, das gehe auf Koften von Linas Strumpf.

"Das war der Jaggi Stetter. Dem gefiel ich. Aber er mir weniger. Er war ein langer Kerl und hatte eine schöne braune Wetterfarbe. Aber mir kam er wie ein feuchtes Holzscheit vor, das so daliegt, wie dort eines — sie zeigte in den Küchenwinkel — und nicht recht brennen und heizen kann.

Aber Vater und Mutter wünschten, daß ich ihn heirate, weil ihm die Post den ersten Beswagen über den Brünig gegeben hatte. Jaggi war ein stockgesunder Kutscher, und der erste Beswagen, das ist eine Shre und gibt viel Trinkgeld.

Als die Eltern mich lange plagten, schaute ich den Menschen nochmals an, und das einzige, was mir jest wacker gefiel, war die Nase."

"Seine Nase?" Verena mußte lachen.

"Er hatte so eine Nase: sie lief zuerst bolzgerad' hinaus, aber zulet machte sie einen Haden wie unser Bartgeier¹."

"Und das gefiel dir?" Meine Mutter mußte sich die Augen wischen.

¹ Lämmergeier, den es damals noch in den allerletten Exemplaren im Schweizergebirge gab.

"Jett lacht Ihr. Das ist recht. Aber ich dachte, wer eine solche Rase hat, der geht gradaus aufs Ziel los. Und wenn er's dann hat, hackt er sich dran fest und läßt es nicht mehr los."

"Aber wenn er dann dich so gepackt hätte?" rief meine Mutter und leuchtete auf und dachte: Wenn doch ihr Semahl sie wieder einmal so in Sewalt nähme wie zur Brautzeit, daß kein Entrinnen möglich und einem so selig zumute war.

"Das wollt' ich", antwortete Lina ihr völlig zu Willen. "Er follte mich übermeistern. Auf das hab' ich gewartet und hab' an seine Nase geglaubt. Aber das war eben nur Nase und sonst nichts, und alles andre war Null."

"Du bist ein komisches Geschöpf, Lina."

"Hört fertig, liebe Frau! Wenn er nun mit seiner Kutsche vom Brünig herkam, stand ich jedesmal am "Bären" im schwarzen Rock und weißer Schürze und die Hände in den Hüften oder am Silberkettlein, wie das so Brauch ist als Serviertochter. Dann kam er herzu und schüttelte mir die Hand. Und da frag' ich: "Rommst du von Luzern?"

"Gestern sind wir abgefahren, bis Lungern."

"Was war für Wetter in Lungern?"

Dh, ich glaub' schön.

"Und heut in Lungern, hat es Wolfen gehabt?"
"Ich glaub" nicht."

"Du, ich glaub', ich glaub' nicht, was ist das?' "Was geht mich das Wetter an!' brummte er. "Wenn nur bei dir gutes Wetter ist!'

Dann tranken wir ein Fläschen Veltliner mitsammen, und da fiel es mir ein: heut hab' ich sein Ohrläppchen gefaßt, aber das nächstemal nehm' ich ihn ganz am Ohr."

"Wie du hisig strickst", klagte Verena. "Du machst mich ganz zwirbelig. Wenigstens bei den Strümpfen meines Mannes sollte ich doch allen voraus sein."

"Geid Ihr nur erst seinen Füßen voraus!" belehrte die weise Magd; "seine Strümpfe sind dann von selbst dabei." — Sie lachte trocken.

"Aber warum sollte dein Jaggi so aufs Wetter achten?"

"Frau Verena, wie merkt Thr doch noch wenig. Er war eben die ganze Zeit im Wirtshaus, wenn man nicht gerade fuhr. Auf dem Bock hat er dann so faul hingeduselt, wie viele Kutscher. Das war ganz anders, als ich von seiner Nase hoffte."

"Und dann?"

"Das zweitemal kam er von Interlaken. Bei uns hatte es einen Wolkenbruch gegeben und

über Meiringen gehagelt. Aber er wußte noch weniger als das erstemal. Er sei nicht einmal naß geworden. — Schlässt du denn immer halb auf dem Bock, schaust nie herum? — Soll ich etwa nach den hübschen Mädchen gucken? — Lieber, als so sumpsen! — Ach, das ist halt immer die gleiche alte Straße. Auswendig weiß ich's, so daß ich gar nicht mehr daran denke. — Da ist dir auch unser Zusammensein bald eine auswendige Sache, daß du gar nicht mehr daran denkst und es lieber verschlässt. Mir scheint, wir passen schlecht...!

Da ist er dann rot und bleich geworden und hat einen ganzen Liter für uns bestellt. Ich merkte schon, ich hatt' ihn fest am Ohr gepackt."

"Du warst zu hart!" fiel Verena ein. "Das Wetter, ach, was braucht er... so eine Nebenfache..."

"Wisset, ob es gut oder schlecht ist, ob es dann Fremde gibt wie Fliegen oder keine, er hat sein Fixes. Da ist ihm gleich, ob es regnet oder hell macht. Ja, ihm wäre egal, ob es hagelt, überschwemmt, einschlägt, Slück oder Unglück gibt, wenn er nur trocken bleibt. Ans Schöne, was dabei ist, wenn er so in der Sonne über den Berg rollt, und wie das Schlechte eine große Sorge ist für die andern, die kein sixes Sehalt haben, an sowas denkt er kein einziges Mal. Er hat für nichts Freude und Sorge als für sich. Er schläft immer. Nur wenn er von sich redet, ist er heillos wach."

"Jett übertreibst du, Lina. Dich hat er doch ernsthaft wollen."

"Mein Geld, liebe Frau. Ich hatte damals die Zwölftausend noch nicht, wisset," sagte Lina scharf, "meine heutigen Zwölftausend!"

Demütig neigte Verena vor diesen fünf Ziffern ihr kleines schwarzes Haupt. In diesem Augenblick war sie die Magd und sene die Herrin.

Jufrieden mit dem kleinen Triumph, ließ Lina nun die Strickerei einen Augenblick ruhen und streichelte die Hände meiner Mutter, die damals anfingen, rauh zu werden.

"Aber", fuhr Lina fort, "ich hatte schon die achttausend Franken vom Vater und Bruder, ich war allein übrig von uns Kindern, mir fiel das Schnithaus mit dem Hofstättli zu, und das alles hätte ihm gepaßt. Ein Kauz, wie der, schläft sicher noch besser, wenn er unter dem Bettsack einen Hausen Fünfliber und über dem Kopf ein geschenktes Dach hat.

Und als er nun das drittemal kam und ich wieder nach dem Wetter fragte, da fagte er

schnell: Es war heiß, Lina, entsetslich heiß. Da lachte sein Kamerad, der Peter, und sagte: Ja, seht nur! — und zeigte auf den über und über mit Kot bespristen Postwagen. — Ach ja, geregnet hat's ganz schauderhaft und sogar gehagelt, warf der Jaggi schnell drein. — Und das saule Obst heruntergeschüttelt, sagte ich und nahm ihn vor allen Fuhrleuten am Ohr und drehte ihn hin und her. Dann ließ ich meine weiße Schürze flattern und lief davon. So, Frau Verena, muß man diese Holdri und Poldri am Ohr nehmen. Auch Euer Pauli ist nicht besser. Er denkt auch nicht an Sonne und Regen für die andern, wenn nur er warm oder fühl hat, der Un..."

"Lina!"

"Ich schweige schon. Aber so packt ihn doch einmal frisch und schüttelt ihn und seht dann, ob etwas Rechtes und Reifes dran ist. Beim Jaggi war's nicht."

"Lina, ich kann nicht, ich bin zu schwach... Sieh', auch mit dem Strumpf bist du mir wieder um vier, fünf Sänge voraus.

"Nein, Ihr könnt nicht, es ist wahr," stimmte Lina bei und seufzte zum erstenmal seit vielen Jahren. "Jetzt koch' ich eine Tasse heißen Kaffee, wir müssen noch lange warten, bis e...r... kommt." — Und mütterlich sorgte sie sich um meine Mutter.

So war Lina. Sie blieb noch einige Zeit bei Berena. Aber zulett hat sie doch noch den Unrechten am Ohr genommen.

Der Vetter Hans, dem sie das Häuschen billig vermietet hatte, fränkelte und war doch erst ein Jüngling. Eine halbblinde Großmutter hatte den Burschen heillos verwöhnt. Aber nun ward die Alte immer gebrechlicher. Lina mußte oft hingehen und ihre Zeit zwischen den Verwandten und uns teilen, bis sie zulett, nach dem Tode der Greisin, unser haus gang verließ. Und genau wie die Großmutter vernarrte sie sich in den blassen, zierlich gemodelten Schwächling, pappelte ihn wie ein Bübchen auf und verschrieb ihm ihr Vermögen zum größten Teil. Er pidelte und schäufelte dann ein bischen im Garten herum, nahm ein Knechtlein für die Hofftatt, faulenzte viel, trank sich zuerst mit Bier, dann mit Schnäpsen durch die trägen Stunden, machte Schulden auf die saftige Erbschaft hin, die Lina trot Gebrumme immer wieder bezahlte, und zehn Jahre, nachdem sie an einer heftigen Lungenentzundung gestorben, wurde das Schnikhaus öffentlich versteigert. Sie hatte ihm einen granitenen Grabstein aufgetragen; nun hat sie nicht einmal etwas Ordentliches aus Holz auf dem Friedhof. Meine Mutter erzählte, als sie zum erstenmal ans Grab der treuen Lina ging, sei ihr gewesen, als müßte sich die rote, fleischige Hand der Magd aus der Erde graben und Daumen und Zeigefinger wie eine Zange öffnen und suchen, etwas am Ohr zu nehmen.

Ja, das richtige Ohr zur richtigen Zeit zu packen und ein bischen zu ringeln, muß wohl eine große, aber schwere Lebensweisheit sein.

(Fortsetzung folgt.)

Berbst.

Dherrlich alles, Gott, was du gespendet, Wir sind ergriffen tief von dem, was du vollendet, Nun bist du müd' von deinem heil'gen Tun, nun ziemt es dir, zu rasten und zu ruh'n. Doch wir: Mit rührigen Händen laß' uns schaffen, das Schönste, Beste, dankbar zu errassen. Wie blaut der Himmel über uns vor Segen, wie geht die Sonne mild auf allen Wegen.

Wie reih'n noch einmal Blumen sich zum Kranze und lockt der See mit hellem Silberglanze.
Wie träumt das Herz noch einmal sich zurück zu Iugendseligkeit und reisem Glück.
So gehn wir trunken durch das weite Land, bis daß des Winters mütterliche Hand sorglich in frischgewärmte Stuben drängt...

Rund um den Wäggitalersee.

Von Ernst Eschmann.

Jahrhunderte und Jahrtausende verändern das Bild der Landschaft. Seen verschwinden, indem ein grüner Rasen sie zu überdecken beginnt oder das Geschiebe eines Flusses sie mählich füllt. Auch Naturkatastrophen können einem Tale ge-

fährlich werden. Ein Berg fturzt nieder und überdect Wiesen und Acer, Hütten und gange Dörfer.

Unserm Zeitalter ist es vorbehalten, die Erde zu revolutionieren und neue Verhältnisse herbeizuführen. Der Mensch ist über ganze Segenden